

„Du darfst ab sofort nicht mehr über Papa reden“

Veronika ist sechs Jahre alt, als die Mutter diesen Satz zu ihr sagt. Weil ihr Vater ein katholischer Priester ist. Erst zwanzig Jahre später bricht die Tochter ihr Schweigen

VON ELISABETH HUSSENDÖRFER (TEXT)
UND SIGRID REINICHS (FOTOS)



Wie fühlt es sich an, ein verbotenes Kind zu sein? „Wer in komplizierte Verhältnisse reingeboren wird, kennt nichts anderes“, sagt Veronika sachlich. Darum sei ihre Kindheit zunächst auch unbeschwert gewesen. Bis auf diese komischen Momente. Ein Spaziergang zum Beispiel, Vater und Tochter, Hand in Hand. Veronika ist damals vielleicht vier. Plötzlich lässt der Papa los. Veronika sieht einen Mann auf sie zukommen. Sie spürt, dass das Verhalten ihres Vaters etwas mit diesem Mann zu tun hat. Und sie spürt einen wahn-sinnigen Schmerz. Sie läuft einfach weiter. Nach einer Weile nimmt der Vater wieder die Hand. Noch ahnt Veronika nicht, dass solche Momente von nun an immer wiederkommen werden. Dass das, was sie „die unbeschwerte Zeit“ nennt, bald vorbei sein wird.

„Mama und ich wohnten in einem kleinen Weiler mitten im Wald“, erzählt die 28-Jährige mit fester Stimme in selbstbewusstem Bayerisch. Schöne Erinnerungen. Wie sie mit Nachbarskindern über Wiesen tobt. Vor allem aber: diese Vorfreude auf den einen Tag

in der Woche, an dem der Papa kommt. Die Mutter bereitet die Besuche vor wie ein Fest: Braten in die Röhre, Kuchen auf den Tisch. „Ich weiß noch, wie ich am Fenster stand und auf ihn wartete. Wie ich mich am ganzen Körper freute, wenn sein Auto dann endlich die kleine Straße hinaufgefahren kam.“ Wenn er, der kleine, stämmige Mann, der zwar wenig sprach, ihr aber trotzdem deutlich zeigte, dass er sie lieb hatte, sie schließlich in die Arme schloss. Aber auch an die Abschiede erinnert sich Veronika gut. Das Wissen, jetzt wieder eine Woche lang mit der Mama allein zu sein. Der Mutter, die oft niedergeschlagen und überfordert wirkte.

Veronikas Eltern hatten sich kennen gelernt, als ihre Mutter beim Umbau des Pfarrhofs mithalf. Sie war damals mit einem anderen Mann verheiratet, der Anfang der 70er Jahre an Krebs erkrankte und bald darauf starb. In den Jahren nach dessen Tod entwickelte sich eine tiefe Freundschaft zu Veronikas Vater, die dann eine Liebesbeziehung wurde, von der nie jemand erfahren durfte. >

Einmal, als Veronika mit ihrer Mutter im Zug nach München unterwegs ist, wirkt die Mutter ganz besonders niedergeschlagen. Erst viele Jahre später wird Veronika den Grund dafür erfahren. Dass es sich um eine Fahrt ins kirchliche Ordinariat gehandelt hatte. Dass es wieder einmal um ihren Vater ging, der früher Kaplan im Nachbarort gewesen war, nach ihrer Geburt aber in eine andere Gemeinde versetzt wurde, zweihundert Kilometer weit weg. Ihre Mutter sei schuld, dass ein so ambitionierter Mensch nun keine Karriere mehr machen könne, hieß es im Ordinariat. Sie könne „den Kindsvater“ zwar weiter sehen. Er dürfe „wegen der Angelegenheit“ aber keine Probleme bekommen.

Wie Mosaiksteinchen setzt Veronika eigene Erinnerungen und Erzählungen der Mutter zu einem komplexen Bild zusammen. Mit jedem neuen Steinchen bekommt dieses Bild mehr Kontur. Verschwinden Fragezeichen. Etwa, wieso der Vater die Nachbarn im Weiler zwar grüßte, aber nie ein Gespräch führte. Weshalb die Eltern praktisch keinen Freundeskreis hatten. „Und die Treffen mit Papa fast immer bei uns stattfanden.“ Vielleicht eine Hand voll Besuche bei ihm hätte es gegeben. „Als Krankenhausseelsorger wohnte er in einem Angestelltenkomplex. Mama und ich schlichen durch Gänge, hofften, dass uns niemand sah.“ In seiner Wohnung: Leise reden. Nicht am Fenster stehen. Auf keinen Fall ans Telefon gehen. „Dabei hätte ich gern mehr gewusst von Papas Leben. So blieb ein Teil von ihm immer fremd.“

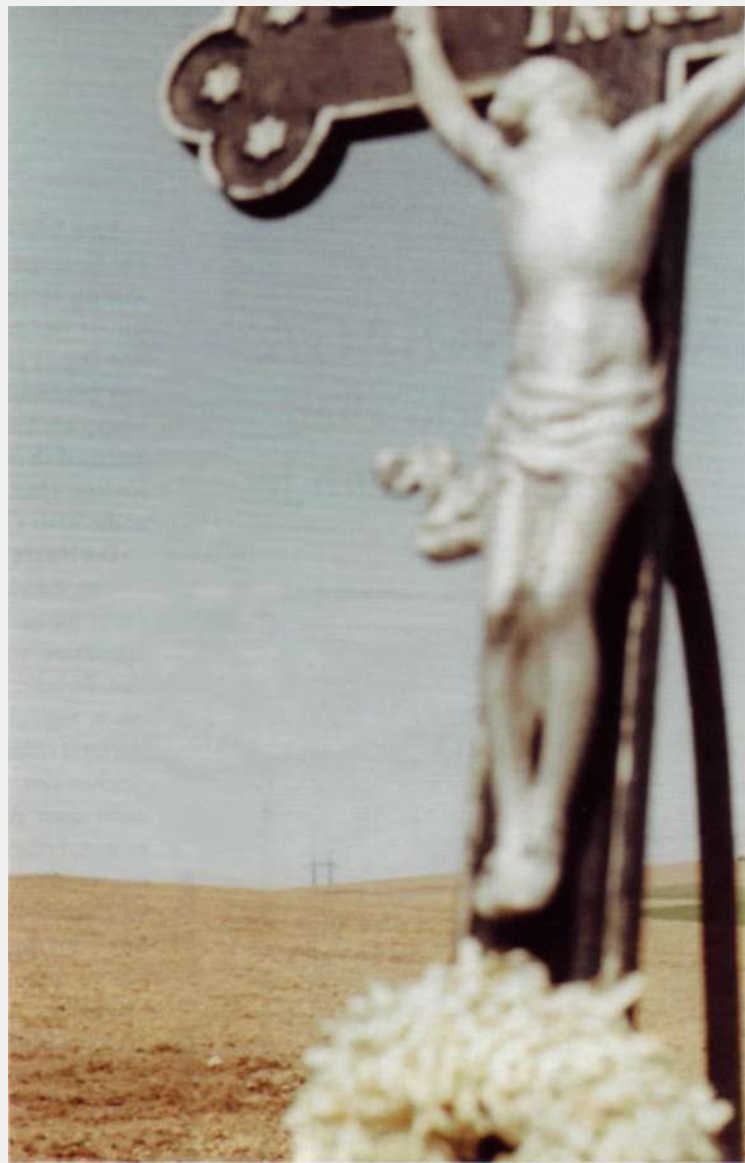
Die eigentlichen Probleme aber, sagt Veronika, hätten erst angefangen, als sie in der Nachbargemeinde eingeschult wurde. Vorbei die Zeit, in der der 30-Seelen-Weiler als eine Art Schutzzone funktionierte, in der über das „offene Geheimnis“ Stillschweigen gewahrt wurde und sie den anderen Kindern stolz von ihrem Papa erzählen konnte, der Priester war - denn die wussten schließlich genauso wenig wie sie, was ein Zölibat ist. Anfangs erzählt sie unbefangen von ihrem Vater. Wie die anderen auch. Bis zu jenem Mittag. Die Mutter schaut ernst. „Du darfst ab sofort nicht mehr über Papa reden.“ Schweigen. „Wieso?“, fragt Veronika. Da macht die Mutter diese typische Handbewegung: keine weitere Diskussion.

Später erfuhr Veronika, dass ihre Mutter zum Schulleiter zitiert worden war und dass man gedroht hatte, beim Ordinariat anzuläuten, wenn die Tochter nicht zurückhaltender sei, was ihren Vater angehe. Im Nachhinein nimmt Veronika der Mutter das Redeverbot nicht übel. Im Gegenteil. „Die Art und Weise, wie sie mich durchs Leben

„Die Liebe meiner Eltern darf nicht sein. Also darf auch ich nicht sein“

manövriert hat, war das kleinste Übel.“ Denn was wäre die Alternative gewesen? Ein noch offensiverer Umgang mit der Wahrheit? Oder die totale Heimlichkeit? Im Fernsehen hat Veronika Berichte von anderen Priesterfamilien gesehen. Sie erinnert sich an Väter, die nur nach Einbruch der Dunkelheit zu Besuch kommen können. Und an Kinder, die bei Autofahrten zwischen Armaturenbrett und Vordersitz abtauchen müssen, um nicht gesehen zu werden.

Aber das „kleinste Übel“ wird für Veronika zum großen Trauma. Oft denkt sie: „Die Liebe meiner Eltern darf nicht sein. Also darf auch ich nicht sein.“ Anstelle der kindlichen Offenheit, des Zu-



trauens sei eine unbeschreibliche Scham getreten. Obwohl rein äußerlich alles blieb wie bisher: Die Besuche des Vaters. Das abgekapselte Familienleben. Sogar gelegentliche gemeinsame Urlaube.

Besuche von Klassenkameraden gibt es praktisch nie. Auch aus Angst vor Fragen. Es ist so anstrengend: sich immer alles zu merken, was man erzählt, um sich nicht in Widersprüchen zu verheddern. „Mein Papa arbeitet im Krankenhaus“, sagt Veronika manchmal. Das ist nicht gelogen. Ist er Arzt?, fragen einige hartnäckig weiter. Bald kreisen Veronikas Gedanken ständig darum, was sie tun kann, wenn irgendwer Verdacht schöpft. „Klar, dass sich so eine Hab-Acht-Haltung aufs Miteinander auswirkt“, sagt sie rückblickend.

Auf dem Schulhof steht Veronika am Rand. Wenn die anderen sich verabreden, fragt nie jemand, ob sie auch mitkommt. Keiner lacht über ihre Witze, versteht ihren Humor. Auch das organisierte Dorfleben findet ohne sie statt. Landjugend. Chorgemeinschaft. Ein letzter Versuch ist der Trachtenverein. „Geh hin“, meint Veronikas Mutter, „zeig dich interessiert. Dann bist du dabei.“ Von wegen. Mit ihren kurzen Haaren würde sie nicht ins Bild passen, heißt es. Die könne man ja gar nicht hochstecken. Da hätte sie aufgegeben, sagt Veronika. Zwischen acht und 15 verbringt sie fast ihre gesamte Freizeit im Wald. Allein. Sie geht spazieren, baut Dämme am Bach, beobachtet Vögel. „Danach ging's mir besser.“

Kurzfristig zumindest. Irgendwann spielt der Körper nicht mehr mit. Virusinfektionen, Kopfweg, Lungenentzündung, Bauchweh. Die Liste der Leiden scheint endlos. Ein Schrei des Körpers? >

Eine Schlüsselszene ist ein Treffen mit Familienangehörigen des Vaters. Veronika wird das nie vergessen: Wie diese zwei Tanten ihr nur widerwillig die Hand geben. Wie sie ganz plötzlich schreckliches Bauchweh bekommt. Wie eine der Tanten die Mutter am Arm packt: „Das hast du davon, dass du dich mit unserem Bruder eingelassen hast. Dass dein Kind immer krank ist, ist die Strafe Gottes.“

Die Haare fallen ihr aus, als sie 15 ist. Erst an einzelnen Stellen, dann büschelweise, bis sie fast eine Glatze hat. Bevor irgendwem was auffällt, besorgt sie sich eine Perücke. Der Kinderarzt guckt komisch. Sagt: „Das ist seelisch.“ - „Vermutlich lag er richtig“, sagt Veronika heute. Zur gleichen Zeit zerbricht ihr Traum, irgendwann doch einmal eine richtige Familie zu sein. Früher hatte ihr Vater manchmal was von einem Haus erzählt, in dem sie in der Zukunft alle mal zusammen leben würden. „Wir sind kein Paar mehr“, sagt ihre Mutter dann eines Tages bei einer Bergwanderung. Kein weiterer Kommentar. Veronika kann das nicht glauben. Es hat doch nie einen Streit gegeben, ihre Eltern waren immer sehr liebevoll miteinander umgegangen. Außerdem kommt der Papa weiterhin zu Besuch, will seine Tochter sehen. Es wird weiter zusammen am Tisch gesessen, über Belanglosigkeiten geredet, schweigend spazieren gegangen.

Ein paar Mal hat Veronika das Gefühl, es geschafft zu haben. Endlich frei zu sein von all den Ängsten und Zwängen. Doch dann gibt es wieder Rückschläge. Wenn sie jemanden aus der alten Schulklasse trifft, fühlt sie sich sofort wieder als Außenseiterin. Außerdem gibt es Lehrer, die sie spüren lassen, dass sie wissen, was „Sache“ ist. Veronika weiß: Einige haben ihren Vater noch gekannt, denn neben seiner Tätigkeit als Kaplan hat er auch Religionsunterricht gegeben. Blicke und beiläufige Bemerkungen, sagt sie, können Bände sprechen: Du bist schuld, dass ein so beliebter Kollege gehen musste. Anders jedenfalls kann sie sich es nicht erklären, weshalb sie immer wieder schikaniert wird. Dass sie, die wegen einer angeborenen Fehlbildung der Wirbelsäule noch nie am Sportunterricht teilgenom-

men hat, auf einmal genau dazu gezwungen werden soll. „Das war der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat.“ Heulend kommt Veronika von der Schule nach Hause. Sagt: „Ich geh da nicht mehr hin.“ Wochen, in denen sie kaum aus dem Bett kommt, keinen Sinn mehr in irgendetwas sieht. Die Mutter hat Angst, sie könnte sich was antun. „Eine berechnete Angst“, sagt Veronika heute. Wie sie es nach einem halben Jahr Nichtstun geschafft hat, sich aufzurappeln und sich für eine Ausbildung als Kinderpflegerin anzumelden? „Priesterkinder wollen erwachsen sein.“ Mit ihrem Kummer sei es der Mutter doch noch schlechter gegangen - „deswegen“. Der „eigentliche Neustart“ sei erst viele Jahre später gekommen. Veronika hat die Ausbildung abgeschlossen, das Abitur an der Berufsoberschule nachgeholt. Sie ist 23 Jahre alt, als sie in die Nähe von Passau zieht, um Lehramt Grundschule zu studieren. Weg vom Weiler. Weg von all den schlimmen Erinnerungen. Hin zu einem völlig neuen Leben, in dem die Wahrheit vier Jahre später erstmals eine echte Chance bekommen soll.

Als im Frühjahr 2005 Kardinal Ratzinger Papst wird, sitzt Veronika vor dem Fernseher. „Ich konnte es nicht fassen. Ausgerechnet der Mann, der damals als Bischof für unsere Diözese zuständig gewesen war! Der es also zugelassen hatte, dass mein Vater weiterpredigte - wenn er dafür sein Kind, seine Familie opfern würde...“ Das Gefühl der Ohnmacht wandelt sich

„Als ausgerechnet
unser Bischof Ratzinger
Papst wurde, konnte
ich es nicht fassen“

schnell. Veronika spürt: Dagegen muss sie unbedingt angehen. Dass so einer von den Jungen wie ein Popstar gefeiert

wird. „An diesem Tag fiel mein Entschluss, mich zu outen. Nicht nur im Freundeskreis, sondern im großen Stil.“

Ist es Zufall, dass ausgerechnet jetzt eine Journalistin auf sie zukommt und ein Radio-Interview mit ihr und der Mutter machen will - „anonym natürlich“? Dass die Journalistin, die Claudia heißt, fragt, ob sie ihre E-Mail-Adresse weitergeben dürfe? Sie hätte da jemanden, der gern mit ihr Kontakt aufnehmen würde.

„Zunächst klangen Claudias Zeilen mysteriös“, sagt Veronika. Bis ihr nach weiteren E-Mails klar wird, dass sie mit einer



Betroffenen kommuniziert. Schnell machen die beiden ein Treffen aus. Claudia bleibt eine Woche bei Veronika, stundenlang gehen die beiden im Bayerischen Wald wandern. Für Veronika ist der Kontakt wie eine „Wiedergeburt“: „Zum ersten Mal im Leben war da all das, wonach ich mich immer gesehnt hatte: Offene Gespräche. In Worte gebrachte Gefühle. Mich verstanden fühlen.“ Zu sehen: Es gibt da jemandem, dem geht es genauso. Veronika und Claudia sind sich einig: Diese Erkenntnis nimmt uns in die Verantwortung, und in den letzten drei Tagen, bevor Claudia wieder abreist, basteln die beiden an einer Homepage: „Ich bin Priesterkind - na und!“

Nicht nur Studienkollegen und Nachbarn reagieren ausgesprochen positiv. Auch einige frühere Bekannte melden sich. Viel wichtiger aber: Es nehmen tatsächlich junge Menschen Kontakt auf, denen es ähnlich

ergangen ist. Besonders gefreut haben Veronika die Einträge von amtierenden Priestern. Einige haben „Gottes Segen“ gegeben für das engagierte und „dringend notwendige“ Projekt. Von oberster kirchlicher Stelle dagegen kam - bislang - nichts.

Wie von ihrem Vater. Kein Kommentar, als Veronika ihm eine Mail mit dem Link auf die Webseite schickt. Auch nicht eine Woche später, als er sie besuchen kommt. Spazieren gehen, ins Restaurant, Smalltalk - alles ist wie immer. Aber sie hat trotz allem das Gefühl, dass sie endlich auf dem richtigen Weg ist. Auch wenn sie sich so was wie eine Beziehung beispielsweise bis heute nicht zutraut. „Mir hat schließlich nie jemand vorgelebt, wie das geht: Sich wirklich öffnen. Über Sorgen sprechen. Streiten. Und vor allem: Konflikte austragen.“ €

Mehr Infos: www.priesterkinder.com

Was bedeutet Ihnen Kirche?

www.brigitte.de/religion

Der Vater ist Priester...

Freunde rieten Elisabeth Hussendörfer, Protestantin in einer gemischtkonfessionellen Ehe, ihre Tochter katholisch taufen zu lassen. Schließlich sei die katholische Kirche „mehr was für Kinder“, mit den vielen Engeln und Heiligen. Erneut ins Grübeln über Konfessionen kam sie nach einem Treffen **mit** Veronika Egger, Tochter eines katholischen Priesters: Warum ist die katholische Kirche so sehr von Doppelmoral geprägt? Die Geschichte von Veronika Egger lesen Sie auf Seite 151. Elisabeth Hussendörfers jetzt dreijährige Tochter ist übrigens evangelisch - und geht gern in die Kirche. Auch ohne Engel.

Ihre Redaktion BRIGITTE